

Die Neue Welt

Nr. 8

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

S Ihnen wird es ja man ärmtlich vorkommen," sagte Griegul. „Nein." Kolten stand mit dem Rücken am Regal und strich sich das Haar aus der Stirn. „Ich habe fast nur medizinische Bücher."

„Stemmen Sie das Kapital?"

„Nein. Nur dem Titel nach."

„Schade."

„Warum?" Kolten lächelte ein wenig hochmütig.

„Ich meine man so - Sie als Arzt sehen doch mehr als jeder andere: Krankheit, Elend, Unglück, Unverstand - die ganze blödsinnige Wirtschaft. Und machen sich doch wohl Ihre Gedanken darüber. Oder nicht?"

„Gewiß."

„Und über die Ursachen."

„Ja."

„Und - ?" Grieguls Gesicht blickte ihn scharfgespannt an.

In Kolten stieg ein abwehrendes Gefühl. War er ein Schüler, dem man ein Examen abforderte? Aber der da war doch sicher kein Professor, dem man die Berechtigung zu einer solchen Schulmeisterei zugestehen konnte, war ein alter grauhaariger Arbeiter, den er mit Hilfe seiner Wissenschaft kurierte. Der Stolz des Akademikers stand jäb in ihm auf und trieb ihn zu einer ablehnenden Geste. Er nahm seinen Hut: „Und ? Man tut seine Schuldigkeit, Herr Griegul."

„Warum sind Sie böse?" Der Alte sah ihn halb verwundert, halb betrübt an. „Dah Sie Ihre Schuldigkeit tun, bezweifelt ja keiner. Wir Arbeiter haben Sie sehr gern, weil Sie mehr tun als das. Aber man kann doch sachlich über die Zustände reden, und wenn Sie mich belehren können - ich nehm's gern und dankbar an, trotzdem ich wohl an die zwanzig Jahre älter bin als Sie. Ich wollte bloß sagen: und wenn Sie und wir alle tausendmal unsere Schuldigkeit tun: die Ursachen bleiben, und eh wir die nicht beseitigt haben -"

Kolten fiel ihm etwas erregt ins Wort: „So, also wenn ich zum Beispiel Ihr Bein heile -"

„Bin ich Ihnen vielen Dank schuldig, Herr Doktor. Aber wenn es geheilt ist, gehe ich wieder in - in das Paradies, ja, wo das Brot wächst, und einen Tag später oder auch 'ne Woche oder 'n Jahr später kann mir genau

daselbe passieren. Warum? Weil der Arbeiter die Ursachen nicht ändern kann. Weil." Griegul klopfte heftig auf das dicke Buch. „die Aktiengesellschaft zuerst mal an ihren Profit denkt und dann an uns noch lange nicht. Und wer weell

denn die Toten wieder auf? Und wer gibt dem Soeds seinen Arm wieder? Oder denken Sie mal an die laufend anderen Krankheiten, die hier fröhlich gedeihen. Denken Sie heute mit aller Kraft zu Leibe gehen und die doch kein mal aufhören." Kolten stand, den Hut in der Hand, an der Tür und blickte schweigend in das erregte Gesicht des Alten. Er wollte etwas erwidern, aber was zu seinen Lippen drängte, traf den Kern der Sache nicht, das fühlte er. Schließlich sagte er, halb gegen seinen eigenen Willen: „Wenn ich recht verstehe, halten Sie die ärztliche Tätigkeit für ziemlich überflüssig und die Politiker und Nationalökonomien wären die eigentlichen Volksheiler."

Griegul schüttelte ärgerlich den Kopf. „Sie sind schon wieder beleidigt. Also: wenn Sie einen hungerkranken Arbeiter in Behandlung haben und Sie möchten ihm eine andere leichte Arbeit oder Italien verschreiben, Sie haben aber bloß ganz gewöhnliche deutsche Luft und Kreosolpillen und nachher wieder chemische Fabrik zur Verfügung - was ist das? Oder Sie möchten den Krosulösen Kindern helfen, die hier zu Tausenden herumlaufen, und können ihnen an Stelle einer heißen, trockenen Wohnung bloß Lebertran spendieren - dann ja, Herr Doktor, das ist doch Zimphisarbeit!"

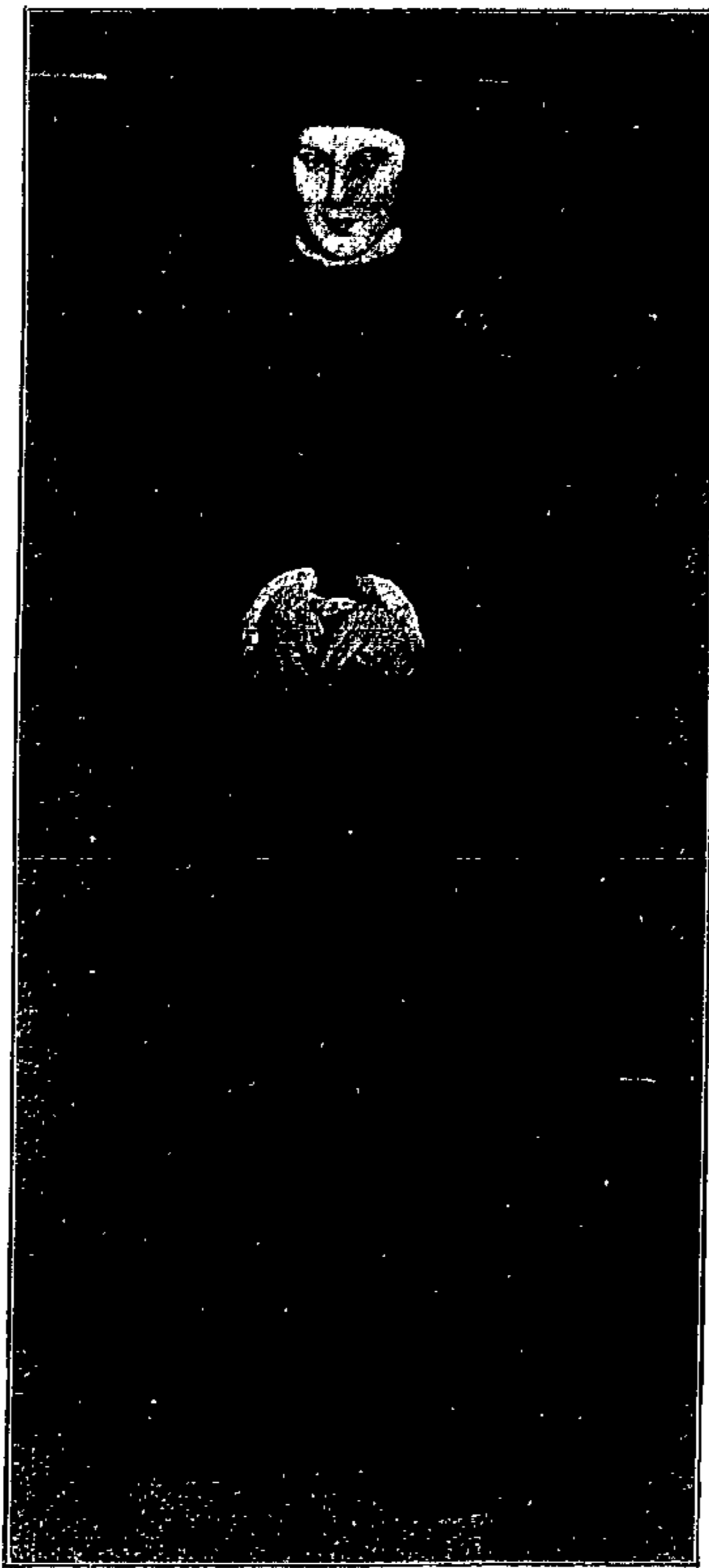
Ueber Kolten's Gesicht schob eine dunkle Mäke. „Adieu!" Er sekte den Hut auf und ging mit schnellen Schritten hinaus. Wangen und Stirn brannten ihm, und er meinte, er habe eben einen Peitschen Schlag erhalten.

„Adieu; nichts für ungut," murmelte Griegul, ein wenig bestürzt, hinter ihm her. „Der Stolz - na ja. Sie sind alle egal, Hans!"

Hans sekte sich auf seine Hand und zwilferte.

„Ja," sagte Griegul, „du kannst den Sarnabel auch nicht halten, alter Mert. In der Beziehung passen wir ganz schön zusammen; aber so dumm bist du doch nicht: von mir zu verlangen, daß ich so singe wie du. Und ich ungebildeter Knecht geb mir wahrhaftig Mühe, einen Doktor zu belehren!"

Er beschäftigte sich in Gedanken noch eine Weile mit Kolten und sah dabei hinaus auf den Kai und den Hafen, wo zahlreiche Mastspizen und Dampfmaschinensteine auftrugen und



Frauenbildnis.

Nach einem Gemälde von Hans Kolbein d. J.

die Krane mit ihren langen, eisernen Armen unbeweglich im Sonnenlicht standen. Blank und blau schimmernde das Wasser; am jenseitigen Ufer spiegeln sich Büsche, Wälder und Wiesen darin - aber auch frischrote Wände, fenster- und titellose Manern und zwei hohe, ragende Eichen. Noch glänzten die unbedeckten gelbhölzernen Dachgerüste in der klaren Luft, in den nächsten Tagen würden sie mit Ziegeln besetzt werden, Schiffe würden drüben anlegen und gewaltige Kessel und Eisenstücke ansladen - und wenn der nächste Frühling ins Land kam, würde es auch dort drüben dampfen und rasseln und puffen. Und mit den Jahren wird der Wald verschluckt werden, werden die Wiesen verschwinden, werden auch drüben Werkstätten, Lagerplätze und Arbeiterhäuser den Strom säumen. Schon jetzt wurden grollende und klagende Stimmen laut, die die Abwanderung der Arbeitskräfte vom Lande beklagten. Aber was nützte das? Diese Fabriken waren Magneten, die mit unüberwindlicher Macht alles an sich zogen, was sie brauchten; ihre Stimmen wirkten mächtiger als das Gebimmel der friedlich heimkehrenden Herde. Sirenentöne waren es für die Dörfer und Güter. Zu Hunderten entließen die Leute, um ihrer alten Knechtschaft zu entkommen und eine neue dafür einzutauschen. Aber das ist der unabwendbare Gang der Entwicklung, dachte Griegul, und es hilft uns gar nichts, sich dagegen zu stemmen. Wir werden einfach mitgeschoben, ob wir wollen oder nicht. Und auch Dr. Kollen wird mitgeschoben, wenn er es auch noch nicht glauben will.

Und Griegul ließ seinen Blick fast zärtlich auf dem dicken Buch ruhen, das da vor ihm aufgeschlagen lag, ganz von Sonne übergossen und selbst Licht ausstrahlend - Licht, das die arme, jenseitige, suchende Menschheit in ihrem dunklen Labyrinth so nötig brauchte.

Frau Kollen saß in der Kirche und sang. Wie feierlich brauste die Orgel! Als ströme alle Jubelstimmung der nach Erlösung dürstenden Menschheit hier zu vollen, tiefen Klängen zusammen. Frau Kollen sang, und ihre Augen blickten groß und andachtsvoll aus dem faltigen, gelben Antlitz heraus, aber sie wusste nichts von den Worten, die tönend über ihre Lippen kamen. Vor ihr stand das Bild ihres Sohnes, wie sie ihn vorhin gesehen, und es stand noch da, als der gute Pastor Sanders, der mit dem alten Kollen so gern Sechsende und Sechzig gespielt hatte, die Kanzel bestieg und seine Predigt begann. Sie hörte wohl, was er sagte, aber sie nahm es nicht in sich auf. Die Worte erstarrten in ihrem Ohr, rührten nicht an Herz und Hirn, vererbten am Rande der Seele; denn hier war kein Platz mehr für sie. Hier wurde alles ausgefüllt von der Sorge um ihn, der den Weg zur Freude nicht finden konnte. Der vielleicht selbst schon ein Opfer des Giftes war, das er Tag für Tag in unermüdlicher Geduld bekämpfte, des Giftes, das dort draußen um alle Fenster wehte, das die Blumen tötete und aus den menschlichen Gesichtern schenksche Fragen machte.

Und dann sang Frau Kollen den Schlußchoral mit und wußte nichts davon, und erst beim Gebet erwachte sie und legte ihr ganzes Leben hinein, das Leben um ein fröhliches, tapferes Herz ihres Sohnes.

War ihr Gebet schon auf dem Wege zur Erfüllung? Zu Hause angekommen, beobachtete sie eine starke Veränderung in dem Wesen Emils. Nicht, daß er heiter gewesen wäre oder gar fröhlich - im Gegenteil, seine Stirn zog sich finster zusammen und sein Auge blickte ärgerlich düster. Aber das Leblose, das finster Driitende prägte sich nicht so in seinem Wesen aus wie sonst. Er streifte unruhig durch Haus und Garten, lief auf den Boden und kramte in alten Bücherkisten, schlug heftig den Deckel zu und

zeigte allerlei Anzeichen seelischer Gereiztheit und innerer Unsicherheit. Die Mutter erhielt auf ihre Fragen kurze, abgerissene Antworten, die sie nicht verstand, aber das betrückte sie weiter nicht. Nein, sie atmete auf, weil sein unruhiges Tim den Druck erleichterte, der wie eine schwere Verängstigung auf ihr gelegen. Ja, es war bei Gott besser, es schlug einer kräftig mit der Faust auf den Tisch, daß das Gehirn tanzte und die Gelenke von den Lässen brachen, als daß er herumging mit dunklen Mätzeln im Auge, die weder er selbst noch ein anderer lösen konnte. O, da brauchte sie nur an ihren verstorbenen Mann zu denken. Der sammelte auch zuweilen allerlei in sich auf und konnte die Lippen nicht voneinander kriegen. Aber dann kam mit tödlicher Sicherheit ein Tag, an dem die Bombe platzte, wie Frau Kollen zu sagen pflegte. Dann brach ein Gewitter los, daß das Haus dröhnte und die Wälder an den Wänden zitterten. Sie ließ das Wetter austoben, mischte sich gar nicht hinein. Es ging vorüber. Nachher war die Atmosphäre kühl und rein, sonnig



Die Heimatlosen.

**Wir wandern hungernd durch das reife Feld
Und raffen im Gestein der Mutter Erde.
Wir wissen nichts von einem eignen Herde
Und sind die Fremden einer fremden Welt.**

**Ganz hoffnungslos sind wir und elend dran:
Wir sind die Fliehenden, die Heimatlosen,
Wir sind als überflüssig ausgestoßen
Und straucheln mühsam unsre Lebensbahn.**

**Zwecklos ist unser Schreiten. Ohne Ziel
Und halt durchqueren wir die Niederungen.
Kaum daß ein Sonnenstrahl zu uns gedrungen,
So wird es um uns wieder still und kühl . . .**

**Das bißchen Glück! Es ist so karg, so klein,
Was wir im Kreise unsrer Not genießen.
Ein winzig Lichtlein, das wir freudig grüßen,
Wird unsre Sonne bis zum Ende sein.**

Eudwig Prastich.



und friedlich. Dann lachten sie beide über den Sturm.

Und so dachte Frau Kollen jetzt: wenn es doch losbrechen wollte! Dann würde ich doch endlich erfahren, was in ihm vorgeht. Denn auch der schweigsamste Mann verrät sich im Born.

Aber es brach nicht los.

Emil bezwang seine Erregung und setzte sich in äußerlicher Ruhe an den Tisch. Er aß wenig, wie immer, und erhob sich bald wieder. Und nur die schnelle, entschiedene Bewegung, mit der dies geschah, deutete noch auf die absichtlich niedergehaltene Erregtheit.

Frau Kollen hielt den Augenblick für gekommen, den Dingen auf den Grund zu gehen.

„Du hast Aerger, Emil.“

„Aerger?“ Er blieb auf halbem Wege zur Tür stehen und schaute sich nach der Mutter um. „Daran fehlt's ja nie. Kleinigkeiten. Du brauchst Dich wirklich nicht zu beunruhigen. Ich denke, ich bin doch wohl etwas angespannt und werde mich langstrecken.“ Er nickte der Mutter zu und verschwand im Sprechzimmer.

Sie sah ihm erzürnt nach, seufzte und ließ sich im Selbstgespräch dort nieder, wo die Gegenwart die geringste Macht über sie hatte: im Sorgenstuhl. Sein kühles, bequemes Polster, das sich ganz ihrer Gestalt angepaßt hatte, war sozusagen mit Schlaf geladen und wirkte hypnotisch: sie mußte die Augen schließen, sobald sie sich hier niedergelassen.

Dr. Kollen lag im Nebenzimmer auf der Chaiselongue, hielt die Hände unterm Kopf und

sah zur Decke auf. Bläuliche Dämmerung erfüllte den Raum, denn die blauen Fenstervorhänge waren geschlossen; das Sonnenlicht drang nur in zierlichen goldenen Linien durch die Spalten und ließ ein paar helle Reflexe über Möbel und Wände wandern. Im Hause war es still, und von der Straße kam selten ein Laut; denn nun ruhten auch die meisten der Arbeiter. Zuweilen ein schnell vorüber huschendes Kind verlachten, ein Ruf oder der Gesang eines Trunkenen - sonst Stille und heitere Sonntagsstimmung.

Nur in Kollen wollte die Heiterkeit, die Ruhe und friedliche Sonntagsstille nicht einkehren. Immer wieder stieg in ihm jenes gereizte, ärgerliche Gefühl empor, das den empfindsamen Menschen nach einer Enttäuschung seines eigentlichen Wesens heimsucht. Er dachte an Griegul und schämte sich ein wenig seiner künstlichen Hochfahrenheit, jenes Dünkels, der ihm innerlich fremd war und nun als Verweis seines Hochmuts über den anderen lächeln machte. Was, um Gotteswillen, bewies man denn damit, daß man die Nase höher in die Luft steckte? Wenn es schon in seinem Stande üblich war, sich den Leuten möglichst weit vom Leibe zu halten, weil dieser den meisten Dingen doch nicht folgen konnte und es außerdem der Autorität schadete, so lag im vorliegenden Fall die Sache doch einfach so, daß er, Dr. Kollen, geächtet war. Und daß der alte grauhaarige Mann mit den hellen Augen, der seine Erfahrungen sicherlich geistig verarbeitet, die Schwäche der geistreichen Position über sah; auch er mußte hier den Dünkel sehen, der sich unwillkürlich als Panzer vor eine bedrohliche Frage gestellt hatte.

Aber was der Andere entdeckte, war doch nur ein Teil der Wahrheit, die Kollen nun ganz erobert wollte, unerbittlich gegen sich selbst, ohne Schonung gegenüber dem in jeder Natur wirkenden Triebe, die eigene Bedeutung und Wichtigkeit festzuhalten.

Und so sagte sich Kollen, während er zur Decke sah und dort ein paar tanzende Lichtreflexe beobachtete: ja, es war eine Flucht, und es war auch eine Flucht vor der Frage, aber ich bin nicht vor Griegul, sondern vor mir selbst fortgelaufen.

Sisyphusarbeit.

Vor diesem Wort bin ich geflüchtet.

Dies Wort war eine Tür auf. Und was ich sah, erschreckte mich und machte mich bestürzt. Was seit Monaten als dunkle Ahnung, als ein heimliches Grausen in mir lebte, was ich mit allen Kräften vor mir zu verbergen suchte, grinst mich böhnisch an.

Sisyphusarbeit.

Dein Wirken ist vergebens. Vergebens wird die gräßliche Arbeit jener Sträflinge, die einen Sandhaufen abbarren und ihn dann wieder der vorigen Stelle zuführen mußten. Und so Tag für Tag immer.

„Doktor Sisyphus.“ Kollen flüsterte es lächelnd. Es war gut, daß die Mutter schlief und die's Lächeln nicht sah.

Und dann fiel ihm ein, daß in seinem geistigen Wesen schon öfter die Meinung zur Ueberspannung der Begriffe hervorgetreten war. Daß er sein Denken zuweilen auf die Spitze trieb, um sich dann an den selbstgeschaffenen Schärfen blutig zu reißen. Ahn ekelte vor der kalten Selbstzufriedenheit, in die die Mehrzahl der Menschen sich einspannt, um unberührt zu bleiben von den tiefergrabenden Fragen des Seins und des Wirkens. Er wollte viel.

Erreichte er nichts?

Gab es keine dauernden Erfolge für ihn? Doktor Kollen atmete auf.

Doch. Es war ja kein Zweifel, daß sie da waren. Kein Zweifel, daß er viele Leben gereckt hatte, die ohne seine Kunst sicher untergegangen wären. Er brauchte nur an das Heer der Kinder, an deren Lager er gestanden, zu

denken, brauchte sich nur all der Leiden zu erinnern, die das Kind überfielen wie ein Dieb in der Nacht, brauchte sich nur die tausend Gelegenheiten zu vergegenwärtigen, wo alles, aber auch alles von dem schnellen und zweckmäßigen Eingreifen des Arztes abhing. Waren die Mütter zu zählen, die ihm mit Tränen in den Augen für die Rettung ihrer Kleinen dankt? Hatten sie ihm nicht die Hand geküßt, die Frauen der polnischen Erdarbeiter, als er Tag und Nacht gegen eine ankommende Cholera-epidemie kämpfte und sie im ersten Entstehen unterdrückte? Wirkte in ihm nicht noch heute das Siegersgefühl aus jener unerbittlichen Zeit nach, die seine Kräfte bis zum letzten Mann in Anspruch genommen und ihn doch nicht nieder geworfen hatte? Ja, noch heute lebte es als ein immer wirkender Kern in ihm, das Mögliche zu erstreben ohne Rücksicht auf sich selbst. Das Unmögliche vielleicht. Denn wer konnte es in jedem Falle vorher sagen, was möglich, was unmöglich sei? Wer nicht mehr wollte als er konnte, tat nie soviel wie er konnte. . . .

Kosten lächelte beiseit, und dies Lächeln hätte die Mutter leben können, aber sie nieste mit geschlossenen Augen im Nebenraum, und die weiße Haube auf dem armen Kopf verrückte schon wieder, und es war so still und friedlich hier wie ehemals, als der Dienstknecht noch um dieselbe Tageszeit auf dem Kanarvee schwanderte. Jetzt brummen nur ein paar Fliegen und die alte Standuhr tickt langsam mit ihrem leisen Hin- und Herbewegen.

Doktor Kosten hörte ihn durch die ungelebte Tür und dachte: Jeder Ton ist Zeit, und alles kommt darauf an, nie so anzuhören, daß wir der verlorenen nicht zu vertrauen brauchen. Was für ein Scherz ist der Mensch, der Dinge erschaffen kann wie jenes wunderbare Zandarron der Sträflinge! Wie komme ich nur auf die ariftenhafte Idee, meine Tätigkeit damit zu vergleichen? Und warum fürchtete ich mich dieser Frage ins Auge zu sehen? Wenn ich sie ruhig und nüchtern beim Spiel nehme, so ist gar nichts daran, und die ganze Geschichte war ein alberner Spul meiner Nerven. Dort, dicht am Schreibtisch, haben ja die Leute gestanden und mir immer wieder die Hand geschüttelt in unbezähmbarer Dankbarkeit, weil ich sie wieder auf die Beine gebracht hatte, trotz all der ungünstigen Umstände, in denen sie leider leben müssen. Wie viele sind mit trohem, glücklichem Lächeln dort durch die Tür aus dem Wartezimmer gekommen, weil sie wieder arbeiten durften! Mit welcher Hast standen einige da, wie reckten sie sich auf im Gefühl ihrer neu erwachten Kraft und warteten, bis sie es schwarz auf weiß hatten, doch das wirkliche, schaffende Leben nun wieder für sie beginne. Wie lebendig bewegten sie sich denn fort — durch die andere Tür, die zum Thor führte, so lebendig mitunter, als fürchteten sie, daß die Krankheit hier irgendwo auf dem Sprünge liege, um sie von neuem zu überfallen.

Ja, alles dies sah Doktor Kosten deutlich vor sich, hörte noch die frohe Stimme eines jungen, kräftigen Patienten, der die Hand oben auf der Klinke hatte und übermüht sagte: „Auf Zimmerwiedersehen, Herr Doktor!“ und dann lachend verschwand. Ja, da hatte er selbst auch lachen müssen, froh, heiterlich, weil hier wieder einmal ein lebendiger Mensch seiner sanft von ihm ging. Auf Zimmerwiedersehen?

Kosten schloß die Augen.

Wie? Da war ja derselbe Mann schon wieder! Ja, ganz deutlich erkannte er ihn auf den ersten Blick, erstaunt und erschrocken: „Sie?“ Und der andere nickte mit müdem Lächeln, ließ sich zitierend auf einen Stuhl nieder, legte die bebenden Hände ineinander, sah zu Boden und sagte: „Ja, ich. Ich komme doch wieder, Herr Doktor!“

Und dann sprangen die Türen auf, beide Türen, und aus dem Wartezimmer kam ein Zweiter, ein Dritter, ein Vierter. . . .

Wein, nun kamen sie nicht mehr einzeln. Nun kamen sie in einem langen Zuge wieder alle, alle, die doch einmal froh und gesund von ihm gegangen waren. Er hob die Hände und wußte die Tür schließen, aber es war unmöglich; denn in endloser, dichtgedrängter Reihe mußte es herein von Menschen und immer wieder Menschen. Schweigend, stehend hoben sie die Augen zu ihm — ach, diese armen, rot umrandeten Augen! hoben sie eine Zerhandelte, schufen den Stoß und gingen langsam zur zweiten Tür hinaus. Er sah bekannte Geichter und solche, die ihm fremd dünkten, sah robuste und abgezehrte Gestalten, Kranke Frauen in dünnen Kleidern und zerdrückten Mänteln, verbundene Körperteile, entsetzte Geschickter, Sinaer-rhinoequationen, magere Mütter, in denen die roten Adern der Schwindhust branten, sah weine und schwarze Haubbinden, blaue und rote Säcke, blonde, dünne Mädchen, dahergeliefene Kinder, nehmende Mütterchen, die mit Überdauern an einem Tisch bemerkten, zitternd, herabhängende Ohren, gebeugte Knie, und geschwundene Männer, kalte Stirnen, herliegendes Augen blinde Erde.



Elektrische Fernphotographie.

Von Karl Hermann.

Als vor einigen Jahrzehnten die elektrische Telegraphie einen unerschöpflichen Aufschwung nahm und das Telephon seinen Siegeszug durch die Welt machte, begann entstand bald ein weiteres Verlehn bedürfnis, das mit dem Wort „Bildtelegraphie“ bezeichnet werden kann. Wie der Telegraph das geschriebene Wort abtransportiert in die Ferne trägt, so mußte es mit anderen Apparaten auch möglich sein, einem entfernten Orte die Einzelheiten eines Bildes mitzuteilen, ohne daß man es auf dem Papier nach alter Methode brieflich zu senden müßte und zwar wäre auch da bei der Uebertragung der ganze Vorgang in vielmal kürzerer Zeit erfolgt. Man hat sich reichlich bemüht, derartige Apparate zu erfinden, doch die praktischen Erfolge werden die dazu aufgewandte Arbeit kaum belohnt haben. Ein System, das den Anforderungen des modernen Verkehrslebens genügt brachte erst die Neuzeit; es ist die elektrische Fernphotographie von Prof. J. Stark. Die ältesten derartigen Apparate enthielten der Abbildung der Original-Bilder in der einfachsten Form der ungedruckten nur aus dunklen Linien auf einem Grund bestehenden Zeichnung zu überlegen. Da man aber, ebenso wie sie die Einzelheiten einer Zeichnung auf diese Weise in der Ferne kopieren ließen, auch mit der Charakteristik einer Sanddrift ganz dasselbe tun konnte, so mußte man die Apparate dieser zweifachen Aufgabe dienlich zu machen. Die Erfahrung lehrte indes, daß die Uebertragung einer Sanddrift wohl unangenehm und mühselig sein, doch mit der Telegraphie der künstlichen Moriebuchstaben in der Arbeitsgeschwindigkeit nicht im Wettbewerb treten konnte. So entwickelten sich aus dem Bildtelegraphen neue Apparate, die den weissen Zweck hatten, eine Zeichnung, die man hier schrieb, zur selben Zeit an der entfernten Station in einer der Originalschrift genau ähnelnden Schreibdrift zu reproduzieren. Derartige Teleautographen wohnt also ein anderer Sinn inne, und deshalb müssen wir, um die allgemein gültigen Prinzipien einer Bildtelegraphie kurz anzugeben, die ältesten Apparate aus der Vergangenheit hervorholen.

Sehr auffällig ist es an dem ersten Bildtelegraphen Patents, wie schon in der ursprünglichen Erfindung Einfachheit und viel Scherz vereinigt sind. Zehen wir jedoch erst einmal zu, wie der elektrische Strom überhaupt eine solche Quelle zu leisten vermag. Der Ferntelegraph bringt die Zeichen dadurch hervor, daß der von der auswärtigen Station kommende Strom zeitweilig magnetische Kraft erzeugt, einen eisernen Hebel anzieht und damit einen an dessen anderem Ende gelegenen Schreibstift vor ein Karträdchen gegen den vorbeifließenden Papierstreifen drückt. Hierbei nach demselben Art gibt es auch eine elektrische. Jetzt nam die beiden Enden eine Stromleitung am Papier, das mit Kaliumsalz mit violett angefärbt und ein wenig befeuchtet, ist so tiefen elektrochemische Zersetzung ein für den Vorlauf verändert. Besonders die Kathode des einen Traktes erscheint als der über blauer Strich. Oben macht es eine andere Stelle, z. B. das hellgelbe Phosphorblei, das einen blutroten Strich liefert. Das am Ende für seine Reproduktion im Bildtelegraphen am, der am Ende und Ende und je ein horizontale, drehbare Walze, die über dem Papier liegt, zu übertragende Bild drückt nun mit einer Nadel, die nach den Entzügen genaugend dide, elektrisch nicht leitende Metall ist in den Strich hinterließ, auf eine dünne Metallplatte und leute diese nur die erste Walze. Um die zweite Walze man ein Bild zu übertragen, so wird die zweite Walze mit einem feinen, feinsten Metallblech versehen, das während der Drehung der Walzen eine fortlaufende eine Linie darauf beschrieb. Die Walze wurde nun mit einer galvanischen Batterie verbunden, und nun zog der Strom zunächst über die Metallplatte der ersten Walze, gelangte in dem Moment und wackelt in die Ferne nach der zweiten, trat da durch die Walze an des Papier und von dort in einen, anderen Trakt zur Elektrolysequelle zurück. Um die Zeichnung zu reproduzieren, stellte man beide Walzen an ihren Walzen ein einen gewöhnlichen, beide Walzen übereinanderzuminen Punkt neben der eine Metallplatte in der die Mechanismen usw. zu sein möglich machen können, d. h. mit einem gleichen Geschwindigkeit und so, daß es allen zwei Walzen die jeweilige gleiche Zeit unter den Rollen vorüberging. Solange die eine am seinem Zirkelwege das bloße Metall lieferte, der Strom also geschlossen war, war die Walze des anderen Apparates kontinuierlich von der Walze als farbigen Strich, kam im der Ferne jedoch die rotierende Linie des Bildes so wurde der Strom nur die Zeit des Vorübergehens unterbrochen und damit auch drüber der sichtbare Strich. In dieser Weise tastete der eine Strich die Rolle in einem Gewindegang, nach dem anderen ob, der zweite zeichnete Gang zur Gang hin. Am Ende hatte er den blanken Metallrand des Originalbildes in dicht neben einanderliegenden farbigen Strichen wieder. Neben während sich die weißen Unterwalzen nebeneinanderreichten und nach den Zerstören des Bogens in ihrer Gesamtheit auch den Karträchten unterstützt, das Bild liefen. Allein wir wollen uns nicht verhehlen; die Sache wickelte sich nur dann so ab, wenn die Walzen sich während der ganzen Zeit abwechselnd drehen. Das war leider zu sagen als zu bewerkstelligen, besonders bei einer Anwendung für den praktischen Verkehr, wo man von der entfernten Station nicht anderes sah, als den krummen Trakt. Gesehbediente sich darum in seinem im Bau weissen Bild abweichenden „Bantelegraphen“ anstatt der Rotation der Pendelbewegungen, die den Strom

taststift über eine gewölbte Fläche hin- und herführten. Mit Hilfe einer elektromagnetischen Auslösung jedes einzelnen Wendehubes erzielte er wirklichen Synchronismus, doch arbeiteten seine Apparate zu schwerfällig. An den in den späteren Jahren geschaffenen Bildertelegraphen begegnet man wieder der Rotation, auch bei der stornischen Apparatur, wo man die Schwierigkeiten des Synchronismus glänzend überwunden hat.

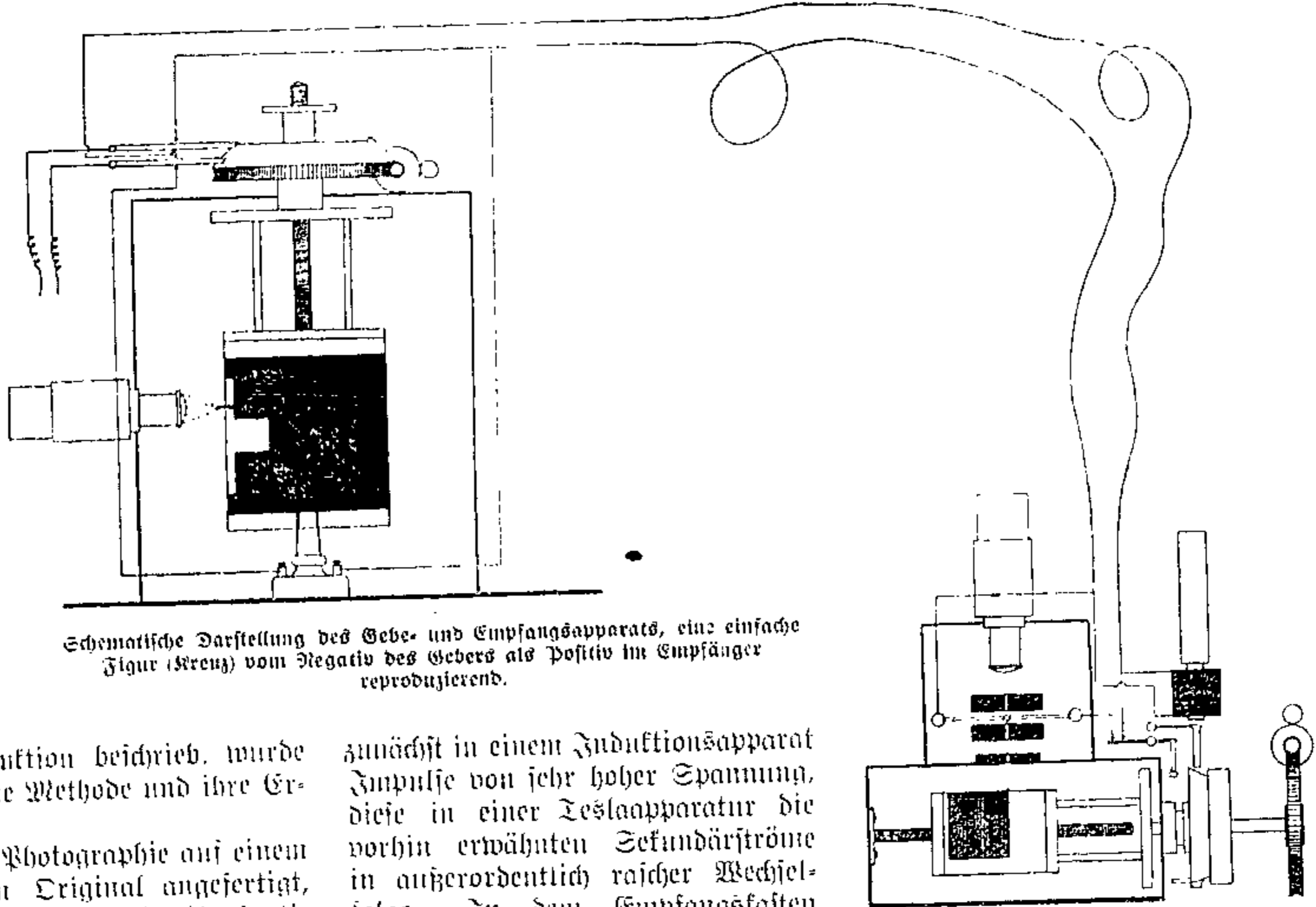
Dr. Viktor Storn, damals Privatdozent in München, studierte die Leucht- und Strahlungsercheinungen der Glasröhren mit luftverdünnten Innenraum unter den Entladungen geschwinder elektrischer Wechselströme. Er beobachtete, daß das von den Röhren ausgehende blaue Licht eine große photographische Kraft besitzt und jede Aenderung in der Stärke der es erregenden Ströme mit einer verhältnismäßig bedeutenden Vermehrung oder Verminderung seiner Helligkeit beantwortet. So kam Storn zu dem Versuch, die Lichtvariationen photographisch niederzuschreiben, indem ein ausgehühter Stahl die Schicht eines vorbeigezogenen präparierten Papierstreifens in einem fortlaufenden Strich schwächer oder kräftiger schwärzt, und schließlich auf die Idee, eine derartige Vorrichtung als Empfangsgerät eines neuen Bildertelegraphen zu benutzen, wo die Reproduktion nicht gezeichnet, sondern in helleren und dunkleren Tönen photographiert wird. Die ersten Apparate zur elektrischen Fernphotographie, wie man die Erfindung zusammenfassend nennt, stammten aus dem Jahre 1902. Sie waren freilich mehr von theoretischem Interesse. Als der Erfinder aber 1905

seine verbesserte Konstruktion beschrieb, wurde die Öffentlichkeit auf die Methode und ihre Erfolge aufmerksam.

Es wird dabei eine Photographie auf einem Zelluloidblatt von dem Original angefertigt, und zwar in einem Format (12x16 Zentimeter), das zu der gläsernen Hohlwalze des Gebergeräts paßt. Diese rotiert, von einem regelbaren Elektromotor mittels Schneckenradgetriebe bewegt, im Innern eines geeigneten Behältnisses auf einer horizontalen Schraubenspindel, so daß sie in einer jeden, 20 Sekunden dauernden Umdrehung gleichzeitig um 1 Millimeter vorgehoben wird. Die durchsichtige Photographie bedeckt nur zwei Drittel des Walzenumfangs. Eine daneben brennende Fernlampe schießt ihren Schein durch eine Glaslinse, die ihn so zusammenzieht, daß der entstehende Brennpunkt eben die Bildfläche trifft, der Schein sich danach aber ins Innere des Zylinders wieder ausbreitet. Dort fällt er auf eine Selenfläche, die an einem Halter in den einseitig offenen Zylinder ragt und mit der Fernleitung verbunden ist. Das Selen hat ja die Eigenschaft, den elektrischen Strom unter schwacher Belichtung schlecht, im Hellen besser zu leiten. Bevor dieser nun aus seiner Batterie in die Selenzelle gelangt, muß er einen Umschalter passieren, von dem ein Hebelpaar an einer Scheibe der Triebachse schleift. Was das bezweckt, werden wir nachher sehen. Jetzt ist uns jedenfalls das eine klar geworden, daß das Lichtstrahlenbündel die Arbeit des Stiftes im Vakuumlichen Gebergerät leistet und dem Brennpunkt

feiner Spitze entspricht, denn er tastet ebenso die Einzelheiten des Bildes in fortlaufender Spirale ab. Begegnet er dabei weißen Stellen, wo er ungehindert hindurch kann, so sind auch die Lichtstrahlen dahinter hell und das Selen läßt unter der kräftigeren Belichtung stärkeren Strom in die Fernleitung. Die schwarzen Stellen hindern ihn am weiteren Durchdringen, die Strahlen seines Lichtes werden abgelenkt, die Selenzelle bleibt im Dunkeln, der Strom schwach.

Der wichtigste Teil des Gegenapparats ist der Empfangskasten, in dem, wenn wir erst die ursprüngliche Anordnung beschreiben sollen, eine Rolle von 12 Zentimeter Länge und 2 Zentimeter Durchmesser auf einer Hohlwelle befestigt war. Diese ragte aus dem überall lichtdicht verschlossenen Gehäuse seitlich so hervor, daß sie beim Einsetzen des Kastens lose über die Achse des von einem Elektromotor wiederum gleichmäßig bewegten Schneckenradgetriebes geschoben werden konnte. Der Motor lief um $\frac{1}{1000}$ Geschwinder als der in der anderen Station und war gleichzeitig als Wechselstromdynamo ausgebildet. Der damit erzeugte Strom erweckte



Schematische Darstellung des Geber- und Empfangsapparats, eine einfache Figur (Kreuz) vom Negativ des Gebers als Positiv im Empfänger reproduzierend.

zunächst in einem Induktionsapparat Impulse von sehr hoher Spannung, diese in einer Teslaapparatur die vorhin erwähnten Sekundärströme in außerordentlich rascher Wechselfolge. In dem Empfangskasten wurde um die Rolle unter Lichtabschluß ein lichtempfindlich präpariertes Papierblatt gelegt und die kleine Vakuumröhre in ihre Spindelführung eingesetzt. Drehte sich das Triebwerk, so glitt die Röhre allmählich daran entlang. Sie war derart umkleidet, daß das von den Teslaströmen darin erzeugte Licht nur unten an einer feinen Öffnung in einem Strahl auf das Papier fiel und infolge der Rotationsanordnung eine Spirale auf das Papier photographierte. Die Teslaströme konnten aber nur zur Röhre gelangen, wenn sie eine leichte Kreisplatte mit einigen Spigen und eine Reihe von Widerständen, d. h. schlechtleitenden Drahtspiralen, passierten. Die Kreisplatte war mit einem Galvanometer gekoppelt, mit einem sensiblen elektromagnetischen Strommeßgerät, das genau auf die Stärke der in der Fernleitung ankommenden Ströme reagierte und mit samt der Spigen bei mäßiger Intensität weniger, bei höherer mehr ausschlug. Die Widerstandsdrähte waren in einzelne Register unterteilt, deren Endpunkte in einer bogenförmigen Reihe nahe vor der Kreisplatte zusammenlagen, so daß die Ströme in Zwickeln zu ihnen übersprangen. Je nachdem die Ausschläge länger oder kürzer waren, wurden auf diese Weise verschiedene Widerstände vorgeklastet, die Stärke der Tesla-

ströme und damit des photographierenden Lichtstrahls ganz nach der Intensität der Fernleitungsströme reguliert. Das geschah derart, daß bei einer weißen Lichtstelle im Geber, also kräftiger Selenbelichtung, gerade recht schwaches Röhrenlicht und keine Schwärzung im Empfänger erstickten; umgekehrt bei dunklen Bildstellen im Geber auch dichtere Schwärzung im Empfänger. Und ebenso dazwischen in allen Abstufungen. Drehten sich beide Walzen, hier wie dort, völlig synchron, so mußte jede Stelle, die die im Brennpunkt konzentrierten Lichtstrahlen am Originalpapier des Empfängers getrennt am selben Ort wiedererreichten, ihre Gesamtheit sich wieder im Reproduktionsbild vereinigen.

Wir haben da die ältere Konstruktion des Empfangsapparates betrachtet, an dem wir den Werdegang und die Funktion des Ganzen bequem überblicken; doch sei bemerkt, daß gegenwärtig manches geändert ist. Ehe wir die Verbesserungen schildern, wollen wir die Frage beantworten, wie der unentbehrliche Synchronismus erzielt wird. Es wurde bemerkt, daß die

Waldfläche des Originals ein Drittel vom Anfang der Geberwalze frei läßt, das man einfach schwarz macht. Dieselbe Stelle muß dann natürlich auf dem Papier des

Empfangszylinders photographiert werden. Innerhalb dieses Bezirks, wo nichts zu verderben ist, nimmt man automatisch die Korrektur des etwa mangelnden Synchronismus nach jeder einzelnen Umdrehung vor. Die Hohlwelle des Empfängers trägt eine Scheibe, diese eine „Kasse“, und zwar so daß ein Hebel mit Häkchen, das sonst nur daran schleift, gerade dann die Walze festhält, wenn die schwarze Stelle unter dem Lichtstrahl hinweggeht. In

folge der losen Stoppung rotiert aber das übrige Getriebe ruhiger weiter. Das tut auch der Geberzylinder. Seine Scheibe hat an dem übereinstimmenden Punkt einen Nocken. Da nun dort dicht daneben ein Hebelpaar steht, so schiebt der Nocken dies in kritischen Moment ein wenig empor. Das ist für den Umschalter das Signal, die Fernleitung auf kurze Zeit mit Strom von entgegengesetzter Richtung zu laden. In der Empfangsstation spürt ein dazu einjustierter Elektromagnet die elektrische Umkehrung, zieht den Hebel an, alldas Häkchen von der Kasse ab, und sofort setzt die Drehung von neuem ein, diesmal jedoch in völligem Synchronismus mit dem Geberzylinder. Der nächste Gang der Spirale wird in der beschriebenen Weise photographiert, und wieder beginnt dahinter das Spiel der Korrektur.

Wenn man schließlich das fertige Bild von der Empfangswalze löst, es entwickelt und fixiert hat, ist es stets - bei den ersten Apparaten war es im Verhältnis 1 : 1 - verkleinert. Die Uebertragungszeit dauerte früher 23 bis 30 Minuten. Der Grund der Verkleinerung ist die einzelnen Linien im Empfänger dünn anfallen und möglichst dicht nebeneinander kommen zu lassen. Nur dadurch wird eine gewisse Homogenität des Bildes gewährleistet. All

dings kann man den Vimeuoutbau nicht absolut zum Verschwinden bringen; die Figur sieht aus wie hinter einer Gardine stehend. Professor storn übertrug ebenso „Halbtongravüren“ in kürzerer Zeit, dann wird der Kaster noch gröber und das Bild erscheint fast wie hinter einem feinen, engen Gitter. Bei den Laboratoriumsversuchen schallte der Erfinder vor die Stromquelle (110 Volt) mehrere Tausend Ohm Widerstand, um die elektrischen Verhältnisse sehr langer Telegraphenleitungen nachzuahmen.

Inzwischen hat man das Verfahren bedeutend ausgebildet, es erlaubt heute die Uebermittlung größerer Photographien in wesentlich reduzierter Zeit. Bei der ursprünglichen Einrichtung war es im Geber die Trägheit des Zelen, im Empfänger der nicht genügend schnelle Ausschlag des Strahlenregulators. Das Zelen folgt wohl den Schwanfungen des Lichts sofort, aber je nach dem vorherigen Beleuchtungszustand keineswegs im gleichen Maße. Diesen Fehler und den des Strahlenregulators bewilligt Professor storn mittels einseitlich konstanter Apparate, der Lichtrelais. Ein solches besteht aus einem größeren Stahlferrnmagneten, der an beiden Enden quer durchbohrt und auf dessen Unterlage ein kleiner, ein Paar paralleler Zaiten spannender Mechanismus errichtet ist. Durch die Bohrlöcher kann ein Lichtstrahl gerade hindurchgehen, kreuzt dabei aber auch die Zaiten, an deren oberer ein leichtes Mättchen hängt als Klappe. Er wird, solange es gefenkt ist, abgeblendet. Doch schon schwache Ströme reichen hin, es emporzurichten, und das mit so mehr, je weiter ihre Intensität wächst. Ein Lichtrelais reguliert jetzt in dieser Art den photographierenden Strahl des Empfangsapparates, wo es seit ruht und dafür die mittels einer Art Reibungs- kuppelung angelegte Walze sich an einer Spindel fortbewegt. Im Geber arbeitet die „Zelenkompensation“ mit einem zweiten Lichtrelais, einer besonderen auch eine Kontrastzelle einschließenden Leitungsverbindung. Sie dient dazu, die Trägheitsfehler der ersten unter dem Mikroskop direkt zu berichtigen. Die Bilder, an dem jetzt senkrechten Zylinder des Gebers 13x21, im gleichfalls vergrößerten Empfänger 61x12 Zentimeter, werden nun in 12 Minuten in mittlerem Kaster übertragen oder in größerem bereits während der halben Zeit. Man hat



Probekbild der elektrischen Fernphotographie, aus einzelnen Fingerringen bestehend

neuerdings praktische Vermuche auf Doppelleitungen zwischen München und Berlin, auf einer großen Seitenleitung Paris von Paris, von Paris nach London und zwischen New York und Washington mit glücklichem Erfolge angestellt. Die endgültige Einführung der elektrischen Fernphotographie in den Weltverkehr würde ohne Zweifel für das gesamte Nachrichten- und jedenfalls auch für das moderne Zeitungsweisen von höchstem Nutzen sein

chrift ein Bild von der äußeren Vorbereitung dieser Zunftordnung zu geben.

Eines unserer Bilder zeigt den in schöner Handschrift angebrachten Titel und die Jahreszahl der Gründung der Zunft. Unterhalb befindet sich die Jahreszahl 1561, das Jahr der erfolgten Abdrift. Eine zweite Abbildung gibt uns Kunde, daß die ehrenfesten, wohlgelehrten, vorsichtigen, ehrfamen und weisen Herren Johann Conrad Hettlingen, Bürgermeister, Michell Tornhan, Schultheiß, und Johann Conrad Spreiter, Hofschreiber, bei der Gründung und Errichtung der Zunft zugegen waren. Das nächste Blatt auf Pergament, das wir im dritten Bilde reproduzieren, nennt uns die Meister, die mit Bewilligung und Gunst eines ehrfamen und weisen Bürgermeisters und Rats der Stadt Rottweil sind übereingekommen, zu Ruh und Wohlfahrt für sich und ihre Nachkommen die gedruckenen Artikel jetzt und fernerhin zu halten.

Diese Zunftordnung hat allem Anschein nach, außer einer wörtlichen Wiedergabe in den „Württembergischen Jahrbüchern“ vom Jahre 1875, die ohne jede Erläuterung erschienen ist, keine Verbreitung. Schon diese Tatsache berechtigt wohl die vollständige Veröffentlichung. Außerdem laßt sie erkennen, welche wirtschaftliche Bedeutung die Zünfte während ihrer Glanzperiode hatten und welche Machtmittel ihnen zur Erhaltung dieser Bedeutung und ihres Einflusses zuzustanden. Besonders festgelegte Strafen, zwingende Vorschriften über die Produktionsweise, über die zulässige Zahl der Lehrlinge, die Dauer der Lehrzeit, die Zulässigkeit der Lehrknechte und deren Reichhaltigkeitsdauer und über die Rechte und Pflichten der Gesellen usw. Die Zunftordnung soll daher mit allen ihren Eigenartigkeiten wiedergegeben werden. Nur soweit es zweckmäßig erscheint und möglich ist, wurden erläuternde Worte angefügt.

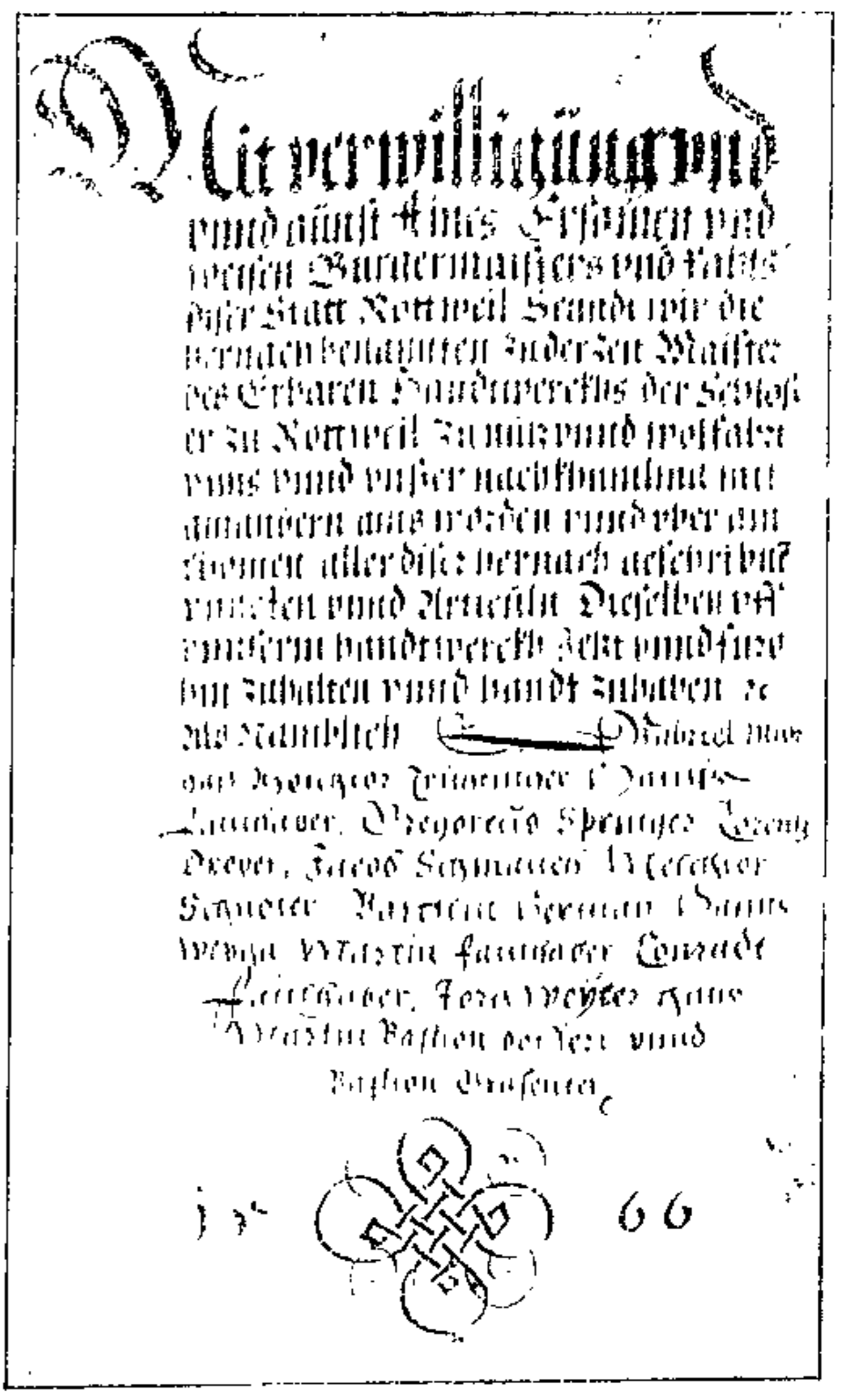
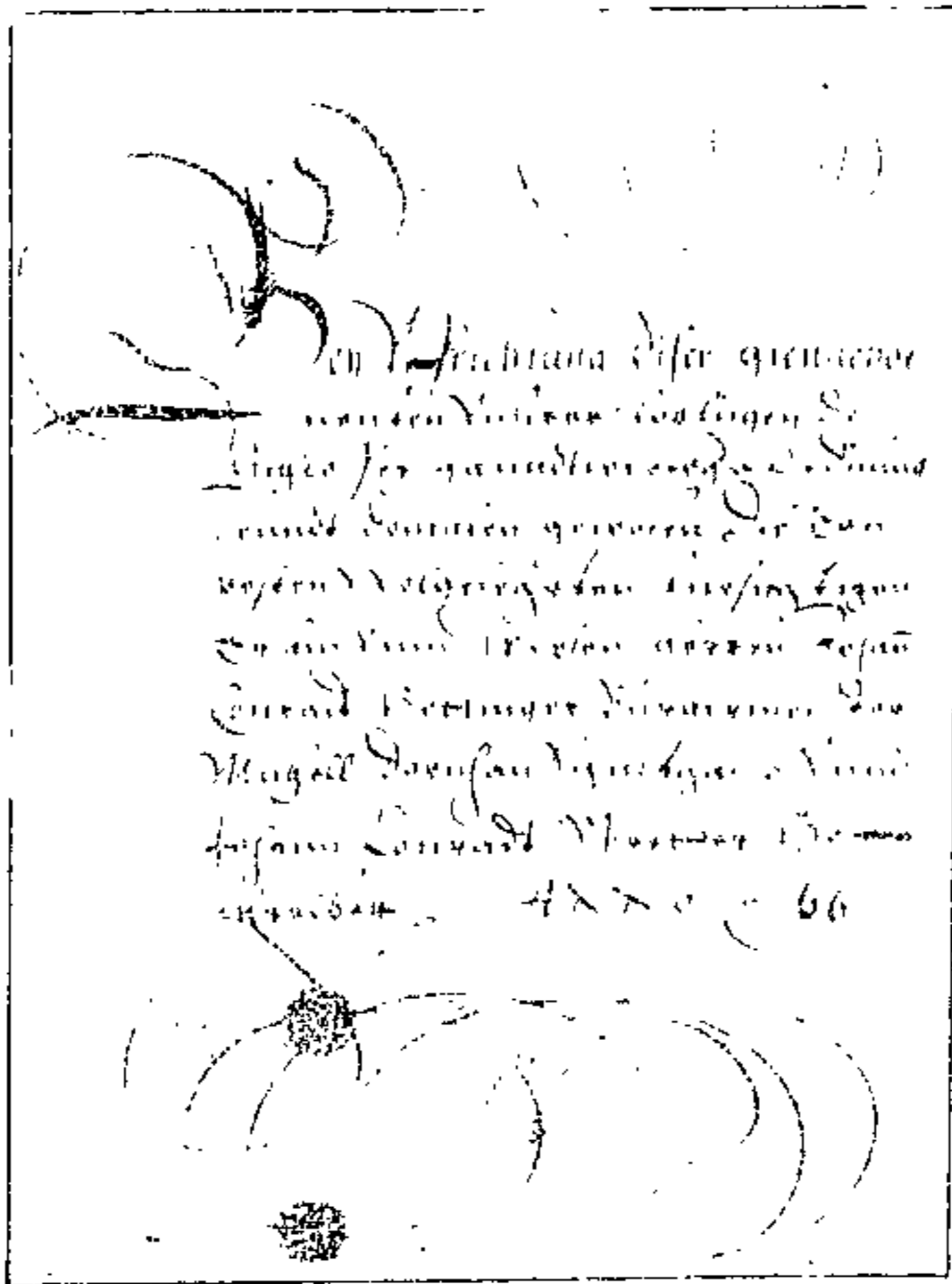
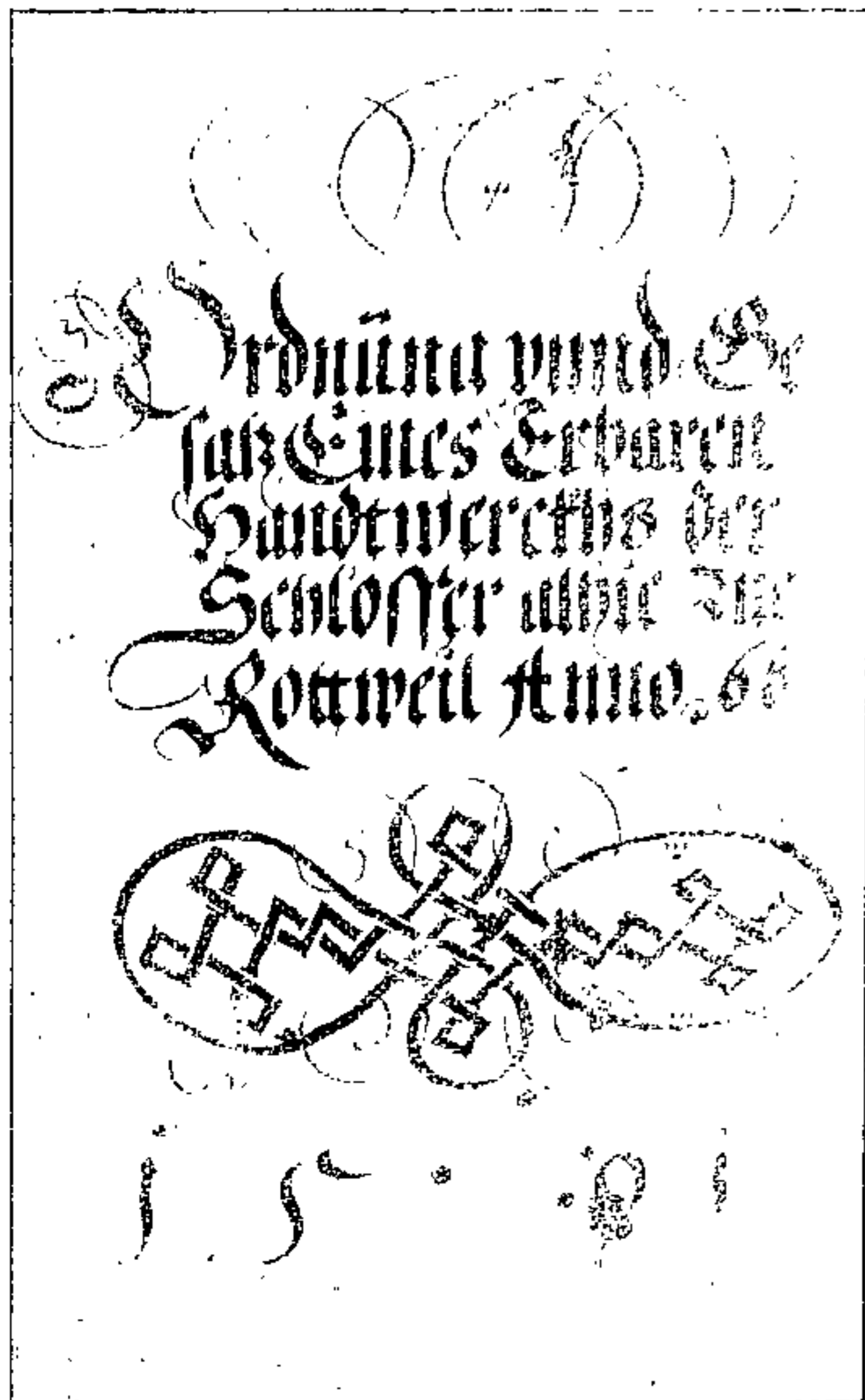
Zum Ersten. 1. „Item Es sollen die Meister samtblich vnder Junen einen obman sehen, der Junen, Jun Irrung und Zween, so vil daß handwerth antrifft gewollt soll halten. Da sich die Meister nach billigkeit einer Jeden sach entscheiden auch alle ungehorname und was wider handwerths gewohnheit ist gepürlich einer den andern straffen soll, wesscher Schloffer er sey Manier, Gesell oder Junge also

Eine Schlosserzunft-Ordnung aus dem Jahre 1566.

Von Karl Maffalich.

Die königliche württembergische Landesbibliothek zu Stuttgart hat in ihrer Handschriftenabteilung ein Heftchen in Pergamentumschlag, das die Zunftordnung der Schlosser der ehemaligen freien Reichsstadt Rottweil (Württemberg) aus dem Jahre 1566 enthält. Im Jahre 1591 wurde die ursprüngliche Zunftordnung neu geschrieben und in den Jahren 1630 und 1660 durch Nachträge ergänzt.

Die Bibliothekverwaltung gestattete außer der Anfertigung einer Abdrift auch die photographische Reproduktion, so daß die Möglichkeit besteht, durch Abbildung eines Teils der Hand-



Textproben aus der Rottweiler Schlosserzunft-Ordnung vom Jahre 1566.

ein besond' gepott von dem obman begert, dem soll der obman ein pott versamen, und soll, der dz pott begert, angends fünf schilling haller vfflegen. Desgleichen der ander auff welchen er elagt, solle auch sonst vfflegen. Welchem dan nach Clag und antwort, vnrecht beschehen were, dem sollen seine fünf schilling bahr wider dargelegt werd. Item es solle darneben der Obman zum oberflüß alle Fronfasten ein gepott halten In seinem Haus, die Meister alle sampt beruffen und nachfragen einen Jeden, was Zine Strasspars bewist sey, daß wider handtwerchs geprauch, daß als dann daselbig nach ordnung gestrafft werde."

Aus dieser Bestimmung geht hervor: sämtliche Meister sollen unter sich einen Obmann setzen, der bei Streitigkeiten, soweit sie das Handwerk betreffen, entscheidet und der alle Verstöße gegen die Interessen des Handwerks bestrafen kann. Jeder Schlosser, Meister, Geselle oder Lehrling haben das Recht, eine solche Entscheidung (Gebot) zu verlangen. Der Obmann hat in diesem Falle eine Versammlung der Zunft einzuberufen. Der Kläger hat fünf Schilling Heller vor der Einberufung aufzulegen. Auch der Beklagte muß soviel auflegen. Wer von den Parteien im Rechte ist, erhält seine Einlage wieder zurück. Außer diesen auf Verlangen einzuberufenden Versammlungen hat der Obmann alljährlich zu Fronfasten ein Aufgebot abzuhalten, und zwar in seinem Hause. Daran haben sämtliche Meister teilzunehmen und jeder hat sich dort anzusprechen, was ihm für strafbare Verstöße gegen die Interessen des Handwerks bewist seien, damit sie bestraft werden können.

2. „Item so es sich zutrüg und begebe, daß der obmann ein gepott holten will, es treff an Meister, gesellen oder Jungen, solche forderung soll der obmann durch sein Ehehalten zu hauß gepieten lassen, Welcher Meister, gesell, oder Jung (auch genommen Ehehafft, vrsach, langsam anzeigen) ungehorsam wurde sein. Und nit erschine, und außbliebe, derselbig Jeder in sonderheit, soll allwegen ein Schilling bahr zu erlegen verfallen sein. Und welcher nach der frag khumen wurde, der soll zur straff erlegen drey Pfennig."

Der Inhalt dieses Abschnitts besagt nach obigem: wenn der Obmann eine Versammlung einberuft und er diese von Haus zu Haus ausgiebet, und bleibt ein Meister, Geselle

oder Jung dieser Versammlung fern, dann muß der Nichterscheinende einen Schilling Strafe in bar entrichten. Wer zuspät kommt, nachdem die Fragen bereits gestellt sind, der muß drei Pfennig Strafe erlegen.

3. „Item Welcher Meister dem andern einen gesellen oder Jungen, Oder hingegen ein gesell den andern, ein Jung den andern, von der Arbeit nemen und abtrügnig machen wurde, welcher theill dann dz thette und Zine khundtpar und wissendt, soll derselbig Meist, Gesell oder Jung, vom Meister nach gestallt der sachen, gepörrlich angehallt, und gestrafft werd."

Wenn ein Meister einem anderen einen Gesellen abtrügnig macht, oder ein Geselle oder Jung einen anderen wissentlich zur Aufgabe der Arbeit veranlaßt, so soll er je nach dem Fall bestraft werden.

4. „Item so khundt und offenbar, daß sie sampt vnd sunder einer oder mehr dem andern mit schelt: oder andern vnzümblichen worten ansuechen und nit erlassen wurde, dieselben sollen auch nach gestallt der sachen vnder einander nach der Maister erkhandtuns vereinigt und gestrafft werden Ob sich aber weiter dann Zehrt erzelt, einer oder mehr, dem and, seiner Ehren entseßen vnd gnugsam zubeweisen verunglimpfen wurde. So sollen obgemelte Meister, Gesellen vnd Jungen, an ein Ersamen weisen Bürgermeister zugelang, lassen schuldig sein."

Danach sollten Streitigkeiten untereinander nach dem Urteil der Meister geeinigt oder bestraft werden. Bei ehrverletzenden Verunglimpfungen mußte die Sache durch den Bürgermeister entschieden werden.

5. „Item, so sich begebe, daß vndern Meistern, Gesellen vnd Jungen, Etwan mit worten Oder wercken, auß der Statt, oder von andern Orten vnd Stetten. Etwas Sach vff Zim hetten, daß Schmölich wehr, denselben soll man alhie nit fürdern, sunder mit schelten, so lang und vil, biß er sich stellt und vertregt an allen end, vnd ort, nach aller Ehren vnd notturfft nachschreiben, nach handtwerchs geprauch. Deß soll auch ein Jeder Gesell vnd Jung guet macht vnd gvalt haben, nach aller Loblicher gewonhait."

Hiernach wird bestimmt: Wenn es vorkommt, daß Meister, Gesellen oder Jungen durch Worte oder Werke Schmähungen in der Stadt selbst oder in anderen Orten und

Städten verbreiten, sollen dieselben solange verfolgt werden, bis der Täter sich stellt oder gestellt ist und er das begangene Unrecht wieder gut gemacht hat.

6. „Item Welcher hie zu Rottweil Maister wil werden, Er seye frömbdt oder heimisch, der soll guete Zeiguns oder khundtschafft mit bringen, daß er daß handtwerkh auch Ehrlich vnd Redlich gelehret hab wie wir andere. Item auch sein ehelich Mannrecht und Erbomen, darnach wann er die Meister stuch in der zeit und form machet wie die in ainer Ersamen Schmidtzunft gesah und ordnung bezeichnet stont, vnd ein Ersamen Bürgermeister und Racht, für guet ansieht, mag er alsdann wohl angenommen werden."

Streng wurde nach dieser Bestimmung darauf geachtet, daß derjenige, der in Rottweil Meister werden wollte, einen tadellosen Ruf hatte und den Nachweis erbringen konnte, daß er das Handwerk ordentlich und redlich erlernt habe, wie dies die Vorschrift verlangte, und daß er auch sein Meisterstück nach den üblichen Bestimmungen gemacht halte. Ein solcher Antrag mußte dem Bürgermeister und Rat zur Prüfung unterbreitet werden und erst wenn Ruf und Leistungen des Antragstellers befriedigten konnte er als Meister der Zunft beitreten.

7. „Item von Wochen lohn des gesindts ist also geordnet: so sich etwa begebe, daß ein gesell oder Jung in der wochen, nun zween tag werckt, so ist im d' Meister Rhein lohn schuldig. werckt er dann drey tag, so ist man Zim den halb, wochen lohn schuldig, werckt er aber vier tag, so ist man Zine den ganz, woch, lohn zu geb, schuldig. Jedoch allen Zinag hinan gesetzt."

Hiernach hatte die Lohnordnung allgemeine gültige Bestimmungen, die besagten, daß, wenn nur zwei Tage in der Woche gearbeitet wird, für diese Zeit kein Lohn gezahlt werden braucht. Wird drei Tage gearbeitet, so wird der halbe Wochenlohn bezahlt und bei vier Tagen oder darüber der ganze. Ob diese Regel nur ein gehalten wurde, wenn die Arbeit im Auftrage des Meisters rüht, oder auch wenn die Arbeiter aus eigenem Antrieb feierten, geht aus der Ordnung nicht hervor. In Betracht muß aber gezogen werden, daß es sich in diesen Fällen immer nur um den Barlohn handeln konnte, da der Unterhalt sowieso gewährt wurde, den die Lehrlinge, Gesellen und Knechte im Meisterhause erhielten. (Schluß folgt.)

Der Depp.

Erzählung von Clara Viebig.

(Schluß.)

Der Depp hatte auch mit der Arbeit aufgehört; er war gewohnt an ihr Kommandieren, nun sie ihn nicht antrieb, tat er auch nichts. Ein paar Schritte von ihr entfernt kauerte er sich nieder.

Sie träumte, mit halb geschlossenen Augen ins Sonnenlicht blinzelnd; ihr Gesicht wurde ernsthaft. Heute, als sie aufstand, hatte sie sich mit den Brüdern, die sie an den Zöpfen zogen, lustig herumgekufft — jetzt verzog sie den Mund, als möchte sie am liebsten weinen. Es war zu frech von dem Peter, so was zu ihr zu sagen! „Wenn ich heut abend komm, friehn ich dann e Küßche?“ — Er sollte sich nur unterstehen! Sie sprang hastig auf.

Der Depp hob den auf die Brust gesenkten Kopf; seine leeren Augen, die so stumpfsinnig blickten, blieben an ihr hängen. Es kam etwas von Aufmerksamkeit in sie. Erwartete er ihr „Vorant gemacht“?

Sie jagte nichts. Sie merkte es gar nicht, daß er sie ansah. Sie fühlte sich wie allein, und ihr Gesicht, das sich bedeckte mit einer heißen

Röte, der Chaussee zuehend, auf der der Postillon doch nicht mehr zu sehen sein konnte, starrte sie und starrte. Mit tiefem Atemholen, das einem Seufzer gleich, ließ sie sich zurückfallen auf den Rasen. Das weiße Tuch rutschte ihr in den Nacken, sie zog es nicht wieder herauf — es war warm, so warm, ha, fast unerträglich warm! Mit einem Ruck riß sie das Kleid am Hals voneinander, und ihre Brust hob und senkte sich so rasch, als wäre sie über Gebühr gekauert. Sie warf sich hintenüber, verstränkte die Arme unterm Kopfe und lag dann so unbeweglich, als ob sie schlief. Aber sie schlief nicht, sie hatte die Augen weit offen.

Die Sonne schien ihr gerade ins Gesicht. Wie mit Lippen, die sich festfangen an einem geliebten Knilib, hing der Sonnenfuß an der Erde. Das strahlende Gesicht über der Lavawand hob sich höher und höher — da war kein verbergender Schatten mehr unten in dem Grund, der, zwischen vulkanischen Erhebungen eingebettet, wie ein abgeschlossenes Rund, eine heimliche Welt, nur den einen Ausgang hat

nach der Chaussee hin. Dieses Ackerland mit seinem Rasengürtel lag vor allen Winden geschützt; mit weichen Armen hielt es der Frühling umfangen. So grünte es nicht anderswo, so blühte es sonst nirgends. Ein Duft stieg auf. — Weibrauch war nicht stärker — all die kleinen Blumen, die weißen, die gelben, die blauen, die roten, öffneten sich rückhaltlos ganz; die suchenden Bienen konnten tief eintauchen, die Schmetterlinge sich sättigen und dann wie trunken davontanmeln, aller Süße voll.

Vor kurzem war es auch hier noch Winter gewesen! Die Wesa zog die Brauen hoch, aufmerksam wurde ihr Blick: über Nacht fast war es anders geworden, wie ging das nur zu? War's Hexerei? Sie lächelte heimlich: nein, das war alles schon dagewesen, man hatte es nur nicht so bemerkt. Die Weichen hatten schon lange, ganz niedergeduckt unter den Wätschen gelanert, und die Himmelschlüssel hatten es nur noch nicht gewagt, ihre Stengel zu recken — aber es brauchte nur ein einziger so warmer Tag zu kommen.

Sie zog die Arme unterm Genick vor, sie sprang auf: nun war er da! Sie fühlte plötzlich eine große Glückseligkeit. Wie hatte sie nur verdrücklich sein können und so böse über den dreisten Peter — er war doch ein lieber Mensch — überhaupt heute!

In der dumpfen Erkenntnis, daß nicht alle Tage gleich diesem sind, daß selten einer so schön, so herrlich schön ist, und daß man ihn auch genießen muß, ihn sich zunutze machen, griff das Mädchen zur Hacke. Es fühlte auf einmal eine Arbeitslust; aber das war mehr eine Unruhe. „Up, stieh doch up, faulen Tepp,“ schrie es den Knecht an.

Der knurrete wie ein getretener Hund. „Willste wohl!“ hätte die Wesa eine Peitsche gehabt, heute hätte sie ihm einen Schlag gegeben. Was dauerte das denn so lange — eine Ewigkeit — bis er sich die Mühe gerade gerückt und die Hose unterm Ledergurt wieder mehr nach oben gezogen hatte! Sie stampfte mit dem Fuß: „Geh saon der; maacht!“

Sie sah nicht, wie tief er sich duckte. Heute war ihr Ton härter zu ihm, ohne daß sie es wußte. Heute hatte sie die ganze Unbarmherzigkeit der siebzehn Jahre, die nur an sich denken.

Die Wesa sah an ihm vorbei; mit hochgeröteten Wangen griff sie zur Hacke, sie hackte die Erde viel tiefer auf als es not tat, die Saatkartoffeln dazwischen zu versenken. Und bald stellte sie doch wieder ihre hastige Arbeit ein, stand und guckte nach der Chaussee und dann nach der Sonne: jetzt ging's erst auf Mittag!

Der Müller würde nicht mit der Arbeit zufrieden sein. Wenn die Kartoffeln aufgingen, standen die Pflanzen nicht gerade in der Reihe; der Tepp würde die Brügge bekommen, die die Wesa verdiente. Der Blöde knurrte — es klang unzufrieden — er berührte das Mädchen am Ellenbogen, schüttelte den Kopf, wies auf den Aker und knurrte dann wieder.

Was wollte er? Heute verstand sie ihn nicht. Aber seine seltene Berührung hatte sie aufgeweckt, sie hatte geträumt mit offenen Augen. Umflutet von einem Sonnenlicht, das sie blendete, umschmeichelt von einer Luft, die mit ihrer Lindigkeit ganz betörte, tranken von einer Luft, die keinen Grund hatte und die sie doch ganz erfüllte, stieß sie aus voller Brust einen Jauchzer aus, daß die alte Kraterwand widerhallte.

Der Frühlingstag war zu Ende. Aber nun ward es Frühlingsnacht, und die war warm und weich wie jener. Vielleicht weicher noch. Eine Dämmerung, sanft wie Samt, deckte die Erde. Es schien kein Mond, der war noch zu jung; am Himmel waren auch Wolken — Wolken, aus denen es bald tröpfeln würde von jenen Tränen, nach denen die Erde noch viel glückseliger lacht. Aber Sterne waren doch aufgegangen; nun das große Licht des Himmels nicht da war, liehen sie der Nacht ein klein wenig Schein. Sie hatten nicht den hellen Glimmer des Winters, wenn die Kälte sie blank pußt in eisiger Finsternis, auch nicht den gesättigten Glanz des Sommers, wenn sie ruhig prangen über der reisenden Erde, heute blinzelten sie wie verschleierte Augen.

Durch das Lude, verbergende Dämmerdunkel tappten zwei: der Postillon und die junge Wesa. Nun war es ihm doch gelungen, er hatte sie von der Mühlentür fortgelockt.

Da hatte sie gestanden, die nackten Arme in die Schürze gewickelt, hatte sich durchschauern lassen von einem Schauer, den sie schon gefühlt hatte den ganzen Tag und der jetzt am Abend noch stärker geworden war. Sie hatte am Nachmittag der Mutter beim Waschen helfen müssen — der Vater war mit dem Tepp auf den Aker gegangen — es war ihr heiß geworden im Dampf des Waschubers, obgleich sie die Taille

ausgetan hatte, nur im Nieder dastand und im Hemd, dessen Ärmel sie sich aufgekrempt hatte bis zur Schulter hinauf. Die glatten Haare an der Stirn hatten sich zu Ringeln gelockt, und unter dem festen Knoten der Böpfe, die der Pfeil hielt, stahl sich auch etwas Unbändiges vor und wehte ihr lüchelnd im Nacken.

Sie 'tte Lust schöpfen müssen am Feierabend. Die andern saßen noch drinnen beim Essen, eine Ungeduld hatte sie an die Tür getrieben. Ein Duft von starkoffeln, mit Speck gebraten, zog bis zu ihr hin, es gelüstete sie heute nicht danach.

Die Fledermäuse wüchelten über den Hof; sie strichen hin zur Einfahrt und wieder zurück bis zu ihr an die Haustür, flatterten unters Gebälk des Schuppens, suchten da Unterschlupf zwischen Aderwagen, Zäusern, Gerätschaften und allerlei Gerümpel, kamen dann doch wieder hervor, krenzten den Hof in lautlosem Flug und fanden den sichersten Versteck im finsternen Winkel der Mauer, wo der Stall steht und davor der alte Mühlstein liegt, von Buschwerk gedeckt.

Sie sah ihnen zu mit unruhigen Augen, bis es so dunkel war, daß sie den Weg draußen, der heller durch den schwarzen Torbogen der Hofeinfahrt hereinschimmerte, nicht mehr zu erkennen vermochte. Sie strengte die Augen an bis zum Tränen — nein, es kam niemand mehr!

Mit einem Aufseufzen wickelte sie ihre nackten Arme fester ein: drinnen im Haus war es still, nun würde auch sie bald zu Bett gehen müssen, morgen mußte sie ganz früh schon wieder heraus. Sie gähnte aus Herzensarmut: ach, was war sie müde! Aber sie ging doch nicht. Die Müdigkeit der Jugend, die gern schläft, zog sie ins Haus; das Träumen der Jugend, das unbewußt verlangend sie erregte, hielt sie auf der Schwelle zurück.

Tiefatmend stand sie wartend in verheißender Frühlingnacht, bis ihr lautendes Ohr doch noch einen Schritt auffing, den Schritt, der draußen auf der Straße rasch näher kam, auf die Mühle zu.

Er kam noch so spät! Sie hatte sich, weil es sich doch so schickte, ein wenig verwundert gezeigt. Aber sie war eigentlich gar nicht verwundert, sie hatte es ja gewußt, daß er noch kommen würde.

Und es hatte gar nicht so vielen Bedens bedurft, daß der Peter sie wegbekam von der Haustür, in die jeden Augenblick jemand treten konnte. Sie waren doch noch alle wach; jetzt vernahm man drinnen Geflapper, die Brüder lachten.

Sie hatte sich nicht losgerissen von ihm wie am Morgen mit einem hastig-scheuen „Adjes“; sie sagte auch nicht „Seid doch net esu frech,“ als er den Arm um sie schlang, sie mit sich zwang vom Hause weg. Heute Morgen, als sie auszog mit dem Tepp, um auf den Aker zu gehen, da war es noch so gewesen — jetzt war es so. Und sie legte die Arme um seinen Hals aus freiem Antrieb, und ihr Mund wich den bärtigen Rippen nicht aus, die sich fest auf ihn drückten.

Sie tappten über den dunklen Hof, sie suchten ein Plätzchen. Wenn der Vater nun noch einmal vors Hofstor trat oder die Mutter herankam, nach der Tochter zu rufen? Angstlich drückte sich die Wesa an ihren Schwab. Sie war noch nicht gewißigt genug, aber sie würde schon geschwind das erlernen.

Sie kamen an die Stallwand, sie stießen ans Buschwerk; der verwitterte Mühlstein bot ihnen als Bank sich dar. Da umhalsen sie sich, von Frühlingssdurst ganz überkommen. Sie vergaßen die Vorsicht, sie schäkerten lachend, halblaut — bis ins Haus hinein konnte man sie ja nicht hören — sie wurden dreister und

dreister, das Geräusch ihrer Kisse wurde laut in der Nacht — ein verliebtes Ringen . . . da fuhr ein dunkles Etwas zur Stalltür heraus.

Entsetzt riß das Mädchen sich aus der Umarmung auf, der Liebste wurde gepackt, jetzt lag er am Boden, ein dunkler Körper lag schwer über ihm. Halb erwürgt ächzte der Ueberfallene.

Und ein Knurren übertönte das Mechzen, das war entlieberregend-grimmig schier. So knurrt nicht der Hofhund, so knurrt ein wilderes Tier, beißt in die Kleider, zerreißt sie in Fetzen, hängt an der Stiege und schlägt die Bahne dort ein. . . . Gellendes Angstkreisch kam vom Stalle her; die Wesa schrie wie von Sinnen. Sie hatte das wütende Ungeheum ins Genick gepackt, sie versuchte es wegzureißen, aber vergebens strengte sie alle ihre Kräfte an, vergebens befaß, flehte, jammerte sie — heute gehorchte er nicht ihrer Stimme.

Sie stürzten aus dem Hause mit der Laterne herbei, sie kamen gerade noch recht. Aber auch des Müllers stärkere Faust vermochte nichts; erst die Peitsche, die der Sohn ihm zulangte und die sanftend wieder und immer wieder auf den Buckel des Angreifers niederfuhr, trieb den von seinem Opfer zurück.

Sie hatten den Tepp dann fast zu Tode geprügelt, der Müller, die Söhne, der Peter.

Dem Liebsten war weiter nichts Schlimmes geschehen — schon stuchte er kräftig — aber die Wesa konnte sich nicht vor Erzurtheit: das, das tat ihr der Tepp an! Sie fuhr auf ihn los, der, beschmutzt, zerseht — sie hatten ihm seine Lumpen zerrissen — aus Nase und Mund in Strömen blutend, mit lang bammelnden Armen, unter der finsternen Stirn den Blick stier zu Boden geheftet, im Schein der Laterne stumm dastand.

Und sie schrie, sie freichte, ihre Stimme überdachte sich vor Empörung: „Nie, nie hoan ich Dir ebbes Uewles gedahn, ich sein alleweil, alleweil gud zu Dir gewest, äwer Dan“ — sie ballte die Fäuste — „o Dan miserablichen, niederträchtigen Tepp! Esu dankstet mir?“ Sie spie aus vor ihm.

Und dann kehrte sie sich ab von ihm und weinte heftig vor Schrecken und Zorn.

Da schmiß sich der Sintel auf den Boden hin, mit dem Gesicht zur Erde und stieß so wildes Gebrüll aus, daß im Stall das Pferd mit den Hufen schlug, an der Stelle riß und die Mühe verängstigt mubten. Daß der Hund ein jammernendes Heulen anhub, der Hahn jäh krächte und die Hühner aufgackerten. Daß irgendwo weit am dunklen Gang ein Echo erwachte, die Schmerzenslaute nachhallte, langgezogen, und mit dumpfer Stimme sich mischte ins Klagenrufen erschreckter Ränzchen, ins Angstgestöhn plötzlich erweckter Winde.

„Willste gleich still sein!“ Sie stießen ihn. Aber wenn er auch schwieg, auf die Füße brachten sie ihn nicht trotz aller Gewalt. Da ließen sie ihn denn liegen.

Und der Peter gab ihm noch den letzten Tritt: verdammtes Tier! Hatte er sich's nicht schon heute a Morgen gedacht: das Tier war wild auf das Mädchen! —

Der Tepp konnte nicht länger beim Ueß-Müller bleiben. Es ging nicht auf an, so ein Vieh im Haus zu behalten, das harmlose Leute anfiel, die ihm nichts getan hatten. Schade war's freilich um die starken Knochen — es war ein Verlust — aber es ging doch wegen der Wesa nicht, es war zu unheimlich.

Es fand sich jedoch gleich ein anderer, der den Tepp zu sich nahm. Das war ein Bauer, ein Stück weiter ab, oben auf erbärmlichem Aker. Und der zahlte dem Ueß-Müller sogar noch zehn Taler bar zu, so geizig er sonst war — er sparte ja nun einen Ochsen im Pflug. Und eine Tochter hatte er auch nicht. —

Hunger. Die Kloden fallen. Leise. Welch. Dicht. Weisheit nichts als Schnee. Endlose Strecken Schnee. Grau wölbt sich der Himmel. Hin und wieder streckt ein Baum seine schwarzen Äste empor, ein Nabe liegt krächzend auf, sonst Stille. Tiefe Stille. Hastig schreite ich aus, erschreckt durch den Widerhall meiner eigenen Schritte. Schon winken die Turmspitzen der Stadt. Da — ein Tappen, ein hastiges Stapfen hinter mir, dann ein hohles, rasselndes Geknist. Ich sehe mich um. Zwei Männer kommen des Weges. Ausgestohene. Ueberzählige. Der eine gebengt, grau das Haar, grau der Bart. Feindselig sehen seine grauen Augen mich an. Der andere — fast ein Knabe noch. Hohl die Wangen, hohl die Brust, auf den knochigen Backen brennen rote Flecke. Stroh-hofstrosien nennt sie der Volksmund. Der Junge war es, der so hustete. Ein zarter Flaum bedeckt seine Oberlippe. Das dunkle Auge sieht ängstlich fragend in die Welt. Sein ganzes Wesen hat etwas Hinfälliges, ungefähr wie das eines kranken Kindes, das sagen möchte: „Mitte bin ich, laßt mich heim zur Mutter.“ So stapfen sie an mir vorüber. Der Alte spuckt aus. Der Junge zieht sein Nöcklein enger zusammen. Er friert. Da taucht die erste Villa auf: weiß aus weiß hebt sich's empor. Einer alten, wunderlichen Dame gehört sie. Man erzählt sich von ihr, daß sie ihren Hund mit einer ansehnlichen Summe im Testament bedacht hat. Eine Summe, groß genug, etliche Familien lebenslang vor Sorge zu schützen.

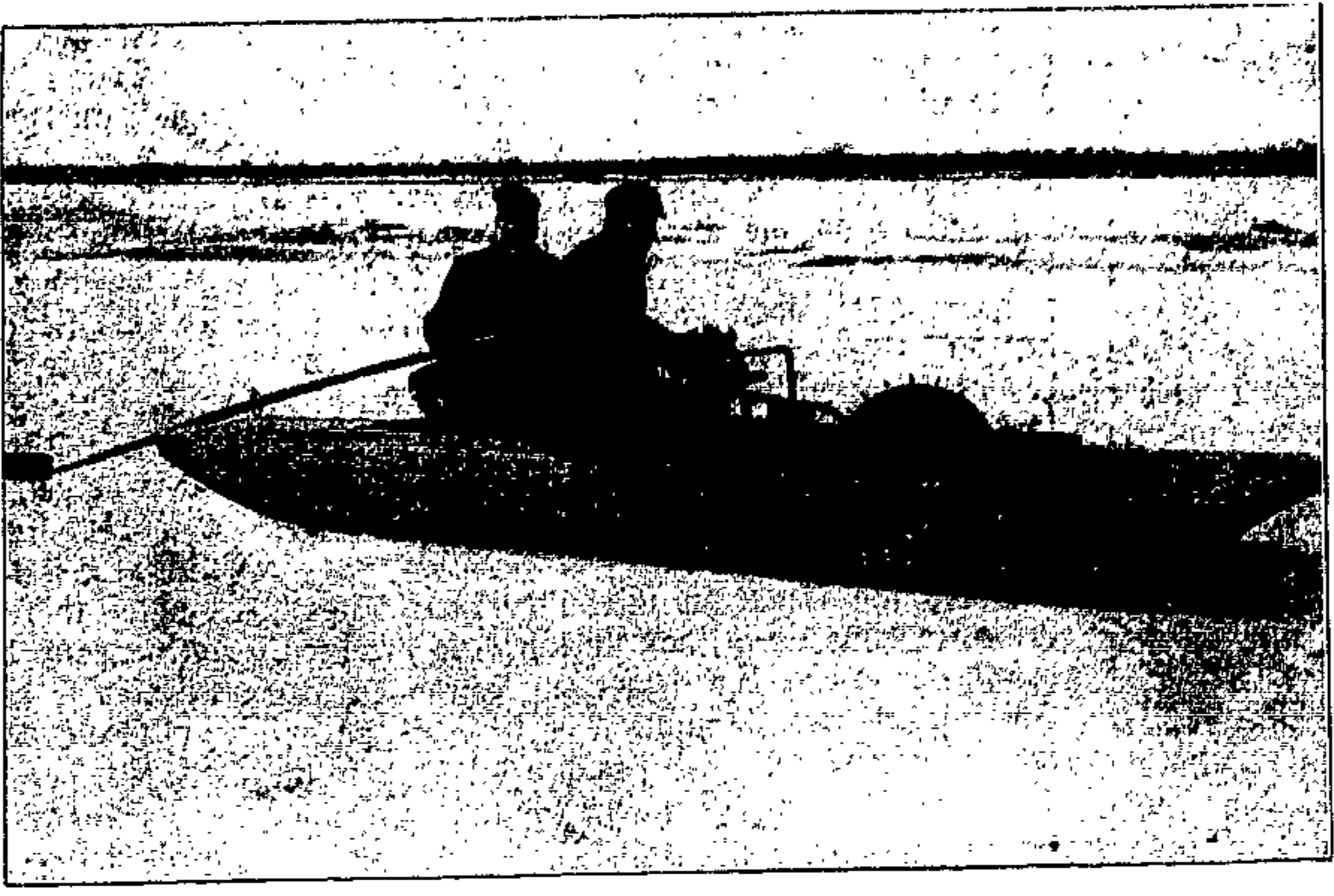
Wichtig wird's schon sein. Ich kenne die Alte. Sie behauptete einst: Armut und Hunger gibt es gar nicht. Ihre einzige Sorge ist die um ihren Hund. Der ist ein kleiner, ungewöhnlich fetter, übersättigter Foxterrier. Er frißt nur Fleisch und Wurst. Im Höchstfalle ein Stück Zucker. Kartoffeln und Brot kennt er nicht. Er trägt ein gefädeltes Täschchen, damit er nicht friert. So steht er auf der Verandatreppe und läßt die Beiden an. Die haben die Taschen ausgekratzt und zählen die Pfennige; so ziehen sie vorüber. Der Hund ihnen nach. Immerfort wütend kläffend. Hat er die Absicht, den Ärmsten die Kleider vom Leibe zu reißen? Viel Mühe wird es ihm sicher nicht machen.

Der Alte flucht. Der Junge weicht kaum aus. In seinen Augen brennt der Hunger. Der Alte steckt das Geld wieder ein. Zu etwas Brot wird es reichen. Im letzten Dorf bekamen sie von einer Bäuerin ein Stück Leberwurst. Das wird ein Festessen. Der Magen knurrt, aber er muß noch ein kleines Weischen warten.

Da — hinter ihnen im Schnee liegt etwas, sorgsam in Papier geschlagen. Hatte die Tasche ein Loch oder haben die erstarrten Finger daneben gegriffen? Der Junge wankt. Nur weiter, weiter! Dort ist ein Väterladen, dort gibt es Brot. Und hinter ihnen der Hund, er frißt etwas, das in Papier geschlagen war: die Leberwurst.

Ueber eine Polarexpedition im Jahre 1653 enthält das „Scottish Geographical Magazine“ einen interessanten Artikel. Im Jahre 1671 erschien ein kleines Büchlein in Duodezformat im Verlag von Louis Boudosme in Paris über eine Reise in arktische Regionen von Sieur de la Martinière mit Illustrationen nach des Verfassers Angaben. Der war 1600 in Rouen geboren, hatte Chirurgie studiert und schon früh als Schiffsarzt weite Reisen bis nach Afrika und Indien gemacht. 1653 kam er nach Kopenhagen, wo er als Wundarzt eine Stelle auf dem Schiffe erhielt, das zur Erforschung des Polarmeeres und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit nördlichen Völkern von Friedrich III. von Dänemark ausgesandt wurde. Von

dieser Fahrt stammt sein Reisebericht, der nach der Sitte der damaligen Zeit stark mit allerhand Fabeln und Erzählungen ausgeschmückt ist, die den Polarforscher Nordenskjöld veranlaßten, Martinière den „Münchhausen der nördlichen Polarexpeditionen“ zu nennen. Dieser Vorwurf ist aber kaum begründet, wenn man bedenkt, wie wenig nordische Länder in damaliger Zeit bekannt waren, zumal vieles in den



Schlittenboot.
Diesen interessanten Bootschlitten bewegt im Wasser ein Motor fort; wird das Fahrzeug auf dem Lande gebraucht, so setzt derselbe Motor ein Fahrrad in Bewegung, das in den Schnee oder in das Eis eingreift und das Schlittenboot vorwärtstreibt.

Berichten des französischen Reisenden nachträglich sich als durchaus richtig beobachtet herausgestellt hat. Die Fahrt ging damals über Christiania — wo Martinière nicht veräußerte, dem nahen Lappendorf Wisby mit seinen Reutierherden einen Besuch abzustatten — und Trondhjem nach Norden, wo man im Varangerford Station machte, um bei den Lappländern die Felle von Polartieren einzuhandeln. Gegen Ende Mai, als

Waispfitzen aus Knochen und Feuersteinmesser, die wie Messermesser schnitten. Sie verehrten die Sonne als göttliches Wesen, wie es heute noch die meisten ihrer Nachkommen tun. Von hier nahm die Expedition dann weiter ihren Weg die Petschora, dann einen ihrer Nebenflüsse aufwärts, überschritt den Ural und gelangte nach Sibirien bis zu einer Stadt Wapigoworod, die heute nicht mehr festzustellen ist. Nach ihrer Rückkehr stach das Schiff wieder in See und segelte ostwärts nach Kamla, wahrscheinlich der Nalmalhalbinsel, einem Tundragebiet an der unteren Petschora, wo zwei Narwale und verschiedene Allen erbeutet wurden. Auf der Rückfahrt besuchte man Spitzbergen, von Martinière trefflich Grönland genannt, das damals der Hauptfangplatz für Walfische war. In Kopenhagen wurden dann die mitgebrachten Merkwürdigkeiten, unter denen sich auch einige gefangene Samojeden befanden, gebührend bestaunt, und Friedrich III. ließ sich aus den Narwalhörnern einen Thron bauen, der sich heute noch im Schlosse von Rosenborg befindet.

Hans Holbein d. J. gilt als einer der feinsten Vertreter der deutschen Renaissancekunst. Von seinem „Totentanz“ ist in diesen Blättern bereits früher ausführlicher die Rede gewesen. Die dekorative Kunst, die monumentale Wandmalerei verdanken Holbein viel. Zum guten Teil liegt aber seine Hauptstärke auf dem Gebiet der Bildnismalerei; er weiß die Menschen, deren Bild er auf die Leinwand bannen will, mit zwingender Naturtreue zu erfassen. Hell und scharf ist jede Nuance dieser Porträts; die äußere Erscheinung ist bis ins kleinste hinein gewahrt. Unter dieser rein formalen Wiedergabe kommt natürlich oft das Seelische zu kurz; denn dem Maler wird alles zur Form, zur Farbe, zur Linie, und zwar in so hohem Grade, wie bis dahin in der deutschen Kunst noch niemals das Gewicht auf eine Vollendung von Neuherlichkeiten gelegt worden war. Auch unter Bild („Frauenbildnis“) gibt von den malerischen Auffassungen des Künstlers gut Kunde. Der Faltenwurf des Gewandes, die Halskrause, die Spitzenmanschetten, die schmalen, weißen, beringten Finger sind peinlich genau wiedergegeben. Zeichnerische und malerische Gegensätze verleihen jedoch dem Bilde einen so pitanten Reiz, daß wir, trotz der betonten Neuherlichkeiten, interessiert und gefesselt werden. Im Anschluß an unser Bild möchten wir auf ein neues Holbein-Werk verweisen, das kürzlich als 20. Band der „Klassiker der Kunst“ bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart (Preis 9 Mk.) erschienen ist. Herausgeber dieses über ein Vierteltausend Reproduktionen nach Gemälden Holbeins enthaltenden Werkes ist Professor Dr. Paul Ganz, der Direktor der Baseler Kunstsammlung. Ganz gilt als einer der besten Holbeinkenner der Gegenwart, wofür auch die wissenschaftliche Gründlichkeit seines neuen Werkes spricht. Eine ganze Anzahl Bilder nach bisher noch nicht veröffentlichten



Neuer Automobilschlitten (wird mittels zweier „Schuhe“ fortbewegt, die abwechselnd auf dem Boden hin und her scharren).

die Expedition zur Weiterfahrt nach Norden aufgegeben war, trieb sie ein fürchterlicher Nordsturm aus der Nähe von Spitzbergen hinweg und verschlug sie an die Küste von Varandij, im Norden der russischen Provinz Archangel. Dort wurden 25 Mann gelandet, die unter Martinière landeinwärts zogen, um dies unbekante Gebiet zu durchforschen und Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Martinière fand dort ein Volk, kleiner als die Lappländer und ganz in Felle gehüllt. Nach seiner Beschreibung waren es offenbar Samojeden, die noch nicht über die neolithische (spätsteinzeitliche) Kulturstufe hinausgekommen waren; sie benutzten aus Fellen gearbeitete Kajaks, Speer- und

Gemälden Holbeins gibt dem Buche den besonderen Reiz kunsthistorischer Originalität. Untergegangene Monumentalmalereien unseres Künstlers sind nach alten Kopien und Stichen wiedergegeben, die meist von Wenzel Hollar herrühren. Die sehr übersichtliche Anordnung, die gewissenhafte Ausschaltung und Kennzeichnung alles nicht unwiderleglich sicher von Holbein Herrührenden, sowie die außerordentlich gut orientierende Einleitung über das Leben und Schaffen des Künstlers geben dem neuen Bande der „Klassiker der Kunst“ einen besonderen Wert als volkstümliche kunsthistorische Publikation, der eine recht weite Verbreitung zu wünschen ist.